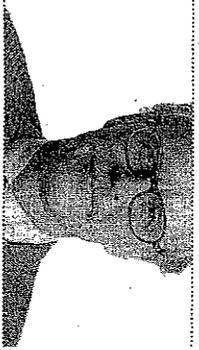


# Altes Europa, dynamisches Amerika?

Wirtschaftlich wird der alte Kontinent nicht abgehängt – wenn er sich auf seine typische Vielfalt besinnt



Bruno S. Frey

**W**ir Europäer können viel von den Amerikanern lernen. In mancherlei Hinsicht sind sie vorbildlich.

So verfügen sie über eine hervorragende Verfassung. Sie hat seit mehr als 200 Jahren verhindert, dass eine der drei klassischen Gewalten (Exekutive, Legislative und Judikative) sich zu viel Macht aneignet und damit die Freiheiten der Bürger gefährdet. Dies mag zuweilen nicht so aussehen, es gibt immer wieder Zeiten, in denen der Präsident allzu dominant erscheint. Bisher hat das System der Kräfte und Gegenkräfte («checks and balances») aber immer wieder funktioniert und die Präsidenten zurückgebunden. Ebenso hat die amerikanische Verfassung die Spannung zwischen Bund und Gliedstaaten gut gelöst. Allerdings hat in den letzten Jahrzehnten die Zentralregierung gegenüber den Teilstaaten stark an Bedeutung gewonnen.

Auch in ganz anderer Hinsicht können wir viel von den Amerikanern lernen. Ihr grundsätzlicher Optimismus und ihre zugehörige Art sind ansteckend. Die meisten jungen Leute, die in Amerika Erfahrungen sammeln konnten, sind zu Recht davon begeistert. Amerika profitiert wesentlich davon. Jedes Jahr entscheiden sich von neuem Tausende besonders begabter Nachwuchskräfte, in Amerika zu bleiben, weil sie dort grössere Ent-

wicklungschancen sehen. Die grossen Universitäten des Landes ziehen diese Hochbegabten an und sind deshalb auch fast überall führend. Der «Brain Drain» aus anderen Kontinenten begünstigt die gesamte Wirtschaft und Gesellschaft. Hinzu kommt der langfristig günstigere Altersaufbau der amerikanischen Bevölkerung.

Verkörpern wir demgegenüber das «Alte», sprich: Hinterwäldlerische, Überholte, Stagnierende? Ernsthafte Studien, insbesondere zur wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit, sprechen dagegen. Wichtig ist vor allem die Produktivität einer Volkswirtschaft. Gemessen wird beispielsweise, wie viel ein Erwerbstätiger pro Stunde an Werten erwirtschaftet. Je höher der Kapitaleinsatz, das eingesetzte technische Wissen, die Managementfähigkeit, aber auch die Motivation der Arbeitnehmer, desto höher ist die Arbeitsproduktivität pro Stunde.

Entgegen den Erwartungen ist die Arbeitsproduktivität pro Stunde in den Ländern der Europäischen Union nur unwesentlich – etwa zehn Prozent – geringer als in den Vereinigten Staaten. In einzelnen der als «alt» geschilderten Länder wie Frankreich und Deutschland ist die Arbeitsproduktivität pro Stunde sogar höher als in den USA. Das Gleiche gilt etwa auch für die Niederlande oder Irland. Der Wert für die Europäische Union wird durch die geringere Arbeitsproduktivität in Ländern wie dem Vereinigten Königreich, Spanien und Griechenland gedrückt.

Allerdings kann argumentiert werden, Amerika sei langfristig wesentlich produktiver als Europa. Dies gilt in vollem Umfang nur für die Periode von 1820 bis 1950. Seither – zwischen 1950 und 2002 – ist die Arbeitsproduktivität pro Stunde in der EU mit 3,3 Prozent pro Jahr deutlich schneller gewachsen als in den USA mit 2 Prozent. Allerdings sollten die Europäer

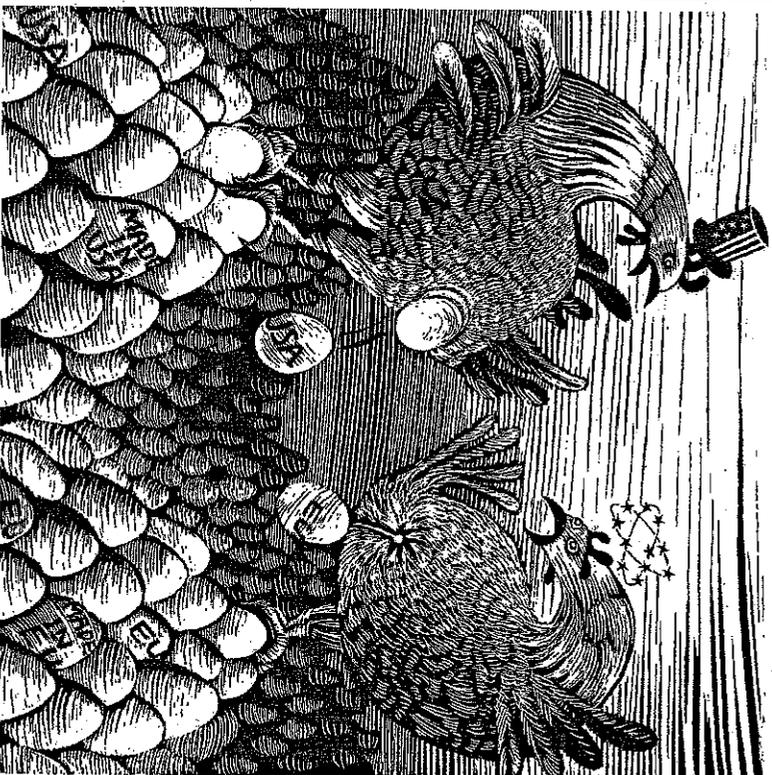


ILLUSTRATION: GABRIEL KOPF

nicht überheblich werden. Seit 1995 hat die amerikanische Arbeitsproduktivität wieder etwas schneller zugenommen als jene in Europa.

Europa braucht sich nicht vor den Vereinigten Staaten zu verstecken.

**In einzelnen der als**

**«alt» gescholtenen**

**Länder ist die Arbeitsproduktivität pro Stunde höher als in den USA.**

Wir sind wirtschaftlich keineswegs abgehängt. Zwar ist Amerika hinsichtlich der Militärtechnologie offensichtlich weit voraus. Dies verführt aber dazu, sich als dominante Weltmacht zu verzeteln. Hohe Militärausgaben sichern zwar politische Macht, damit werden aber auch Ressourcen dem privaten Konsum und den Investitionen entzogen. Untersuchungen deuten in der Tat darauf hin, dass in den USA ein grösserer Teil des Sozialprodukts als in Europa für Dinge ausgegeben wird, die der Bevölkerung wenig Nutzen stiften. Das gegenüber der Europäischen Union um etwa 25 Pro-

zent höhere Sozialprodukt pro Kopf in Amerika geht wesentlich auf die viel längere Arbeitszeit pro Woche und die kurzen Ferien – oftmals nur zwei Wochen pro Jahr – zurück.

Was ist daraus zu folgern? Die Europäer sollten es vermeiden, Amerika unkritisch nachzuahmen. Auch eine bloss negative Orientierung, das heisst ein Antiamerikanismus, ist wenig erfolgreichversprechend. Vielmehr sollten wir uns stärker darauf besinnen, welches die Vorzüge Europas sind. Die für Europa typische Vielfalt lässt sich aktiv und durchaus auch produktiv ausschöpfen.

So sollten wir uns zum Beispiel nicht dazu hinreissen lassen, das amerikanische Ausbildungssystem unbesonnen zu übernehmen und als Massstab herbeizuziehen. Dies gilt insbesondere für die Hochschulausbildung. In Europa entstehen gegenwärtig immer mehr Programme für «Postgraduates», die direkt von den amerikanischen Vorbildern übernommen sind und sich in nichts voneinander unterscheiden. Ein Doktorat in Wirtschaftswissenschaften in Barcelona ist praktisch identisch mit einem in Bonn oder München, und dieses unterscheidet sich nicht von demjenigen in Louvain oder London. Eine solche Uniformierung widerspricht der ökonomischen Rationalität. Diese gebietet gerade, sich auf diejenigen Aktivitäten zu verlegen, in denen man besonders produktiv ist. Ein Grundsatz, den man in der Ökonomie das «Gesetz des komparativen Vorteils» nennt.

Anstatt sich eben imaginären amerikanischen Durchschnitten anzupassen, können die Europäer nur produktiv bleiben, wenn sie sich auf ihre Vielfalt besinnen. Dann bleiben sie auch wirtschaftlich interessante Partner für die Amerikaner.

Bruno S. Frey ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität Zürich.